Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 67 (1987)

Heft: 12

Artikel: Mundart und Hochdeutsch : aus bildungspolitischer und kulturpolitischer Sicht

Autor: Gut, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164468

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Walter Gut

Mundart und Hochdeutsch — aus bildungspolitischer und kulturpolitischer Sicht

An den Beginn dieser Überlegungen möchte ich ein persönliches Bekenntnis setzen: Ich halte unsere Sprachsituation, das Miteinander und Nebeneinander von Hochdeutsch und Mundart, im Hinblick auf die Eigenart und die Stellung unseres Landes im deutschsprachigen Kulturraum sozusagen für einen «Glücksfall». Was Linguisten als «mediale Diglossie» bezeichnen, was Hugo Loetscher als «Zweisprachigkeit in der einen Sprache» umschreibt, und was wir als «Zugehörigkeit zur deutschen Sprache in zwei Ausdrucksformen» verstehen können, ruft zwar Probleme hervor, stellt aber bei umfassender Betrachtung des Sachverhaltes — im Vergleich zur zentralisierten Einsprachigkeit — eine kulturelle Bereicherung dar. Das heisst auch — negativ gewendet —: Der Verlust oder eine massive Verdrängung der einen oder andern dieser beiden deutschsprachigen Ausdrucksformen hätte eine bedauerliche — und wohl unersetzliche — Verarmung der Sprachkultur in der deutschsprachigen Schweiz zur Folge.

Es ist hier nicht möglich, dieses «Bekenntnis» einlässlich zu begründen. Stichworte müssen genügen, obschon die dem Bekenntnis zugrundeliegende Einsicht fruchtbringende Grundlage jeder Diskussion über dieses aktuelle helvetische Problem ist: Das «Schweizerdeutsch» in seiner reichen Vielfalt regionaler Dialekte ist identitätsstiftender Ausdruck der kulturellen Vielfarbigkeit der deutschsprachigen Bevölkerung in unsern Kantonen, Talschaften und eigengeprägten Regionen innerhalb dieser Kantone, und es wirkt wie eine Art Spiegelbild der föderalistischen Struktur unseres Landes. Es schenkt einen eigengearteten und eigenwilligen Wortschatz, Satzfluss und Tonfall und bildet eines der bedeutsamen Merkmale dessen, was wir Heimat nennen, und wegen seiner inhärenten Kraft zur mentalitätsmässigen Einwurzelung in der jeweiligen Wohngegend kommt ihm eine staatspolitisch und kulturpolitisch bedeutsame Integrationswirkung zu. Das Hochdeutsch seinerseits verbindet den Deutschschweizer mit dem deutschsprachigen Teil der Welt, auf der etwa 100 Mio Menschen die deutsche Sprache sprechen, und mit jenen fremdsprachigen Mitmenschen, die sich der Mühe unterzogen haben, die deutsche Sprache zu lernen; vor

allem lässt sie ihn teilhaftig werden der in allen deutschsprachigen Ländern während Jahrhunderten und in unsern Tagen in so reichem Mass gepflegten Sprach-Kultur mit ihrem immensen Schatz an Werken der Literatur. Und wir wissen auch, dass die Synthese, die ein hochdeutsch schreibender Deutschschweizer Schriftsteller oder Dichter verwirklichen muss, besondere Chancen zur Bereicherung der hochdeutschen Sprache in sich birgt; denn die Mundart — nicht nur in der Schweiz! — erweist sich stets als fruchtbarer Humus für die Gestaltung der Hochsprache. Und ich denke, dass auch die Hochsprache für die Mundart als richtunggebende Kraft von erheblicher Bedeutung ist.

Polarisation vermeiden

Auf solchem Hintergrund erscheint jegliche Polarisation zwischen Hochdeutsch und Mundart als ein Unglück. Wer kulturelle Verantwortung trägt, muss ihr entschlossen entgegenwirken. Es geht heute darum, dass das eine das andere nicht verdrängen darf, sondern sich in einer realistischen, tragfähigen «Symbiose» ergänzen soll. Es geht um das der Bedeutung und bereichernden Kraft je von Hochdeutsch und Mundart *angemessene Verhältnis* bei Pflege und Gebrauch in der Gesellschaft, im öffentlichen Bereich, in den «beispielhaft» wirkenden elektronischen Medien vor allem, und im besondern in der Schule. Nicht «reaktionäre Disziplinierung der Mundart» (Walter Haas) steht also zur Diskussion, sondern das beidseits förderliche Zueinander unserer beiden Sprachformen.

Der «Tatbestand»

Wenn auch bisher statistische Vergleichsuntersuchungen fehlen, so steht doch, wenn mich Erfahrung und Gefühl nicht trügen, eindeutig fest, dass innert relativ kurzer Zeit, im Laufe von höchstens 10—20 Jahren, der *Gebrauch der Mundart* im öffentlichen Bereich, in Staat, Kirche, Verbänden, Institutionen aller Art, in den elektronischen Medien und in den Schulen aller Stufen um ein beträchtliches Mass zugenommen und im gleichen Ausmass die mündliche Verwendung der hochdeutschen Sprache abgenommen hat. In bezug auf Radio und Fernsehen liesse sich wohl auf einfachem Weg herausfinden, in welchen Teilschritten sich der Anteil von Mundartverwendung im Vergleich zu hochdeutschen Sendungen, heute bei Radio DRS 1—3 insgesamt auf 70—80%, beim Fernsehen auf 50—

60%, hinbewegt hat. Insider des Radios glauben, dass der sogenannte interne Strukturplan vom 1. Januar 1984 diese Entwicklung fühlbar beschleunigt habe. Aber auch das Verhalten der einzelnen in Gruppen, in denen sich Anderssprachige befinden, oder gegenüber unsern französisch oder italienisch sprechenden Miteidgenossen und gegenüber Europäern deutscher Zunge oder anderer Sprachen hat sich geändert: Was früher als selbstverständlicher Akt der Höflichkeit galt, in solchen Sprachsituationen Hochdeutsch zu sprechen, ist längst nicht mehr selbstverständlich.

Als Fazit halte ich fest: Die Mundart hat Bereiche erobert, in denen früher gesprochenes Hochdeutsch als angemessene Ausdrucksform erachtet wurde. Deutschschweizer kommen immer weniger in die Lage, hochdeutsch sprechen zu müssen. Das früher übliche Verhältnis Mundart/ Hochdeutsch hat sich völlig verschoben. Die Mundart hat Hochdeutsch verdrängt. Weitgehende Entwöhnung vom gesprochenen Hochdeutsch ist in Sicht!

Ursache der Sprach-Verschiebung

Die Ursache dieser Sprach-Verschiebung, die manche besorgte Beobachter als «kleine Sprachrevolution» bezeichnen, ist komplex. In verkürzendem Verfahren lässt sich hier zusammenfassen, dass der in Europa feststellbare Regionalismus, die Flucht in die kleinen überschaubaren Räume, die Sehnsucht nach bergender Heimat und nach unversehrter Natur, die Suche nach jenem sichern Ort, der im Fluss aller Veränderungen stabil bleibt oder stabil zu bleiben den Eindruck macht, der Drang nach nichtgenormter freier Ungebundenheit in einer an Normen überreichen modernen Massengesellschaft daran massgeblich beteiligt sind — sozialpsychologische Gleichgewichts-Reaktionen also in einer ungeheuer rasch sich verändernden Gesellschaft, über die der Zürcher Philosoph Hermann Lübbe im Zusammenhang mit der Frage, weshalb Denkmalschutz und Museen in den letzten Jahren eine so grosse Aufmerksamkeit und Förderung erhalten haben, treffende Überlegungen angestellt hat. Nicht von der Hand zu weisen ist auch die Vermutung, dass die Verbreiterung der Bildungsschicht, die egalitäre Entwicklung gesellschaftlicher Formen und die technisch ermöglichte Zunahme des gesprochenen Wortes überhaupt als Teilursachen unser Sprachphänomen, zwar nicht zwangsläufig, aber doch in machtvoller Tendenz ausgelöst haben.

Die Erkenntnis dieses vernetzten Ursachen-Komplexes führt zum unbehaglichen Schluss, dass Vorschriften allein die Auswirkungen dieser starken Strömung des Zeitgeistes im Bereiche des Verhältnisses von Hochdeutsch und Mundart nicht wesentlich zu verändern oder sie gar zum frü-

hern Status zurückzuführen vermögen, wenn nicht die frei gewonnene Einsicht in kulturpolitische und bildungspolitische Zusammenhänge und das entsprechende Bewusstsein der Verantwortung hinzukommen. Sieber/Sitta prognostizieren gar, dass keine Rückkehr zu vermehrtem Gebrauch der hochdeutschen Sprache eintreten werde (Sieber/Sitta, Mundart und Standardsprache als Problem der Schule, 1986, S. 23).

Folgen der neuen Sprachsituation

Die ungewollten *Neben-Wirkungen* dieser Sprachverschiebung sind beträchtlich. Ich möchte sie hier, soweit ich sie sehe, kurz zusammenfassen:

— Radio und Fernsehen — Einrichtungen unseres Landes, bestimmt für das ganze Land und mit Ausstrahlung weit über die Landesgrenze hinaus — *verkürzen im internationalen Bereich ihre Reichweite;* denn unsere Mundarten werden bei Deutschsprachigen längst nicht überall verstanden.

— Im Landesinnern haben der in den elektronischen Medien stattgefundene drastische Rückgang der Verwendung der hochdeutschen Sprache sowie der Verlust der früher selbstverständlichen Höflichkeitsform bei der Wahl des Hochdeutschen in einer mehrsprachigen Gruppe oder im zwischenmenschlichen Verkehr nach dem Zeugnis zahlreicher französisch- und italienischsprachiger Miteidgenossen die Wirkung einer *willkürlich errichteten Barriere* (Otto Frei), und Felice Vitali, der frühere Informationschef des Fernsehens DRS und Programmvermittler des Fernsehens DRS am Sitz der Televisione Svizzera italiana in Comano, erklärt in «Des Schweizers Deutsch» (1985), das Beharren auf der Verwendung der Mundart komme praktisch einer *Kontaktverweigerung* gleich. Wenn auch der Graben zwischen Deutschschweiz und Westschweiz, über den sich unsere Romands bitter beklagen, wohl nur zum Teil auf diese sprachliche Kontakterschwerung oder Kontaktverweigerung zurückzuführen ist, so gebietet doch die von der Mehrheit gegenüber der Minderheit geschuldete Rücksicht, diese für das gegenseitige Verständnis höchst nachteilige Sprach- und Kontaktbarriere zu beseitigen. Unser Sprachproblem ist in der Tat sowohl *staatspolitisch* wie *kulturpolitisch,* im Hinblick auf das ungehinderte Zusammenleben der Sprachregionen und Sprachgruppen in unserem mehrsprachigen Land, von hoher Bedeutung. Der in der lateinischen Schweiz immer deutlicher vernehmbare Alarmruf ist ein Not-Signal, das die Deutschschweiz nicht überhören darf. Die Möglichkeit der Verständigung durch jene deutsche Sprachform, die auf beiden Seiten verstanden wird, ist *elemen-*

tare Voraussetzung des Zusammenlebens. Politiker, insbesondere die Kulturpolitiker, Pädagogen und Lehrer, aber vor allem auch unsere Sprachwissenschaftler, stehen hier vor einer bedeutenden Herausforderung!

Wenn die Vorbilder fehlen ...

In der Deutschschweiz selbst wirkt sich die immer seltener werdende Verwendung des mündlichen Hochdeutsch wie folgt aus: Wenn die Vorbilder fehlen, die in Radio und Fernsehen oder in den Parlamenten, in den Kirchen oder in grösseren Veranstaltungen ein — durchaus schweizerisch gefärbtes — Hochdeutsch sprechen, und vor allem, wenn sich die Gelegenheiten, bei denen der Deutschschweizer Hochdeutsch sprechen muss, bis fast zum Nullpunkt verringern, vermindert sich auch die Fähigkeit, sich fliessend in Hochdeutsch ausdrücken zu können, und darüber hinaus schwindet der Anreiz, sich diese Fähigkeit zu erwerben.

Die Entwöhnung vom mündlichen Hochdeutsch hat aber auch höchst unglückliche bildungspolitische Implikationen: Wenn ringsum ausschliesslich Mundart gesprochen wird, wenn Radio- und Fernsehsprecher, wenn Bundesräte an Fernsehen und Radio, wenn Regierungsräte, Parlamentarier, Prediger und Veranstaltungsleiter nur noch ausnahmsweise hochdeutsch reden, wenn also auch im öffentlichen Bereich, in Gesellschaft und Staat, nurmehr in seltenen Fällen hochdeutsch gesprochen wird, so wird der gesamte Bereich Schule, vor allem die Volks-Schule, mit ihrem Auftrag, die hochdeutsche Sprache schreiben, lesen und sprechen zu lehren, immer mehr zu einer *einsamen Spracherwerbs-Insel,* der das herausfordernde Leben und Beispiel ausserhalb fehlen. Es wird dann zunehmend schwieriger, einsichtig zu machen, dass vor allem der Erwerb der Fähigkeit, hochdeutsch zu reden, sinnvoll, ja notwendig ist. Und wenn diese Einsicht verlorengeht, dann entfällt vorab bei den Lehrern und sodann bei den Schülern die entscheidende Motivation, die mündliche Sprechkompetenz zu erwerben und zu vermitteln, und dieser Motivationsausfall kann im Laufe der Zeit auch Bereitschaft und Fähigkeit, Hochdeutsch schreiben und lesen zu lernen, in fataler Weise schwächen.

Nebenfolge für die kleinen Dialekträume

Am Rande ist eine weitere, weniger häufig genannte Wirkung der Medien Radio und Fernsehen im Bereich der Mundarten selbst zu bedenken. Deutschschweizer, die in *kleineren Dialekträumen* leben und die ihre

eigene Mundart schätzen und lieben, drohen, wenn sie sehr häufig die Mundart der grossen Dialektgebiete hören, die selbstverständliche spontane Sicherheit zu verlieren, die Laute, den Wortschatz und den Tonfall ihrer angestammten Mundart zu finden. Es entsteht die Gefahr, dass sich durch Langzeiteinwirkung die Eigenprägung, die Identität dieser Dialekte verwischt. Diese Nebenwirkung aber gereicht der zu Beginn beschriebenen bereichernden Vielfalt der Deutschschweizer Dialekte zum Nachteil.

Die Situation der Schule

Es ist schwierig, einen generellen Situationsbericht darüber abzugeben, wie sich Mundart und Hochdeutsch in den Schulen der Deutschschweiz verhalten. Die Verhältnisse sind von Ort zu Ort, von Lehrer zu Lehrer, verschieden. Die Zunahme des Gebrauchs der Mundart und der Rückgang des gesprochenen Hochdeutsch hat in den Schulen tiefe Spuren hinterlassen: Auf allen Schulstufen, bis hinauf zu Seminarübungen an den Hochschulen, wird in ausgiebigem Mass häufiger Mundart und weniger Hochdeutsch gesprochen, als es früher der Fall war. Zwar wird der Auftrag der Schule, den Erwerb der hochdeutschen Sprachkompetenz in der schriftlichen und in der mündlichen Form zu vermitteln, nicht bestritten. Aber vor allem der *Erwerb der mündlichen hochdeutschen Sprachkompetenz* weist bei Lehrern und Schülern beträchtliche Defizite auf. Dieses Bildungsziel begegnet weitaus den grösseren Schwierigkeiten als der Erwerb der Fähigkeit, hochdeutsch zu schreiben und zu lesen. Das ausserschulische Umfeld wirkt sich hier besonders ungünstig aus.

Im Bereich der *Volksschulen* plädieren viele Pädagogen und Lehrer für eine sanfte Einführung der Schüler der ersten Klasse in das mündliche Hochdeutsch, obschon gerade sie infolge des schon in der Vorschulzeit verbreiteten Konsums von hochdeutschen Fernsehsendungen aus Deutschland und Österreich beachtliche Kenntnisse und Sprechfertigkeiten mitbringen, die leider in den folgenden Schuljahren wieder verkümmern. Hochdeutsch wird in den folgenden Volksschuljahren vornehmlich in den Fächern Deutsch und Rechnen gesprochen; in Partner- und Gruppenarbeiten dagegen unterhalten sich die Schüler offenbar in der Regel in Mundart. Am häufigsten wird Hochdeutsch in der 5./6. Primarklasse und in der Sekundarschule gesprochen. In den sogenannten «Herz- und Handfächern» (Musik, Zeichnen, Werken/Handarbeit, Turnen), aber auch in Religionslehre und Lebenskunde, pflegen Lehrer und Schüler dagegen in Mundart zu reden.

In den *Mittelschulen* und in den allgemeinbildenden Fächern der *Berufsschulen* wird zwar das Sprechen in Hochdeutsch verlangt. Doch hängt, wie

auch bei den Volksschulen, die Häufigkeit des Sprechens entscheidend vom Unterrichtsstil des Lehrers ab. Und verbreitet ist die Klage, dass Maturanden und Lehramtskandidaten nicht nur im schriftlichen Ausdruck, sondern vor allem auch beim Sprechen in Hochdeutsch beträchtliche Unbeholfenheit an den Tag legen.

Zum Erwerb der Kompetenz, hochdeutsch zu sprechen

Zu den elementaren Aufgaben der Deutschschweizer Schule gehört, dass die Schüler die hochdeutsche Sprache lernen, dass sie die hochdeutsche Sprachkompetenz erwerben. Darüber herrscht, soweit ich sehe, bei allen Schulbehörden und wohl auch bei allen Lehrern — zumindest dem Grundsatz nach — Einhelligkeit. Dass sie Hochdeutsch als *Schrift*sprache — also schreiben und lesen — und hochdeutsches Sprechen verstehen lernen müssen, das ist unbestritten. Dass sie aber auch *hochdeutsch reden* lernen sollen, das bildet die eigentliche Crux des deutschen Sprachunterrichtes in den Deutschschweizer Schulen, hier bewegen sich Lehrer und Schüler auf steinigem Weg, und über den *Grad* der Verpflichtung, dieses Lernziel zu erreichen, gehen die Meinungen auseinander.

Wenden wir uns zunächst der Frage nach der Begründetheit dieses Lernzieles zu: In ihrem vortrefflichen Buch «Mundart und Standardsprache als Problem der Schule», das uns vor allem über Probleme des mündlichen und schriftlichen Spracherwerbsprozesses in der Deutschschweizer Diglossie-Situation überraschende und erhellende Einsichten vermittelt, vertreten die Sprachwissenschaftler Peter Sieber und Horst Sitta die Auffassung, dass die Schule im ganzen primär um den Aufbau und Ausbau einer möglichst umfassenden Kompetenz in gesprochenem Dialekt und in der geschriebenen Standardsprache bemüht sein müsse, dass aber demgegenüber die Betreuung der gesprochenen Standardsprache einen nachgeordneten Rang erhalten dürfe (S. 136, 153). Ich wage, dem zweiten Teil dieser These zu widersprechen. Ich bin der Meinung, es sei für uns Deutschschweizer in gleichem Masse wichtig, hochdeutsch schreiben, lesen, verstehen *und* sprechen zu können. Hochdeutsch ist keine tote Schriftsprache wie Latein; nur wenn sie auch flüssig gesprochen wird, bleibt sie lebendig. Zwar mag die Meinung von Sieber/Sitta richtig sein, dass es wegen der bedeutenden Unterschiede zwischen gesprochener und schriftlicher Sprache «keinen direkten Transfer vom Sprechen auf das Schreiben» gebe (S. 121), oder dass man «die Möglichkeiten eines Transfers vom Sprechen auf das Schreiben überschätze und die Komplexität bei der Umsetzung von Gesprochenem in Geschriebenes unterschätze» (S. 134), und dass man «die Verschlechterung von schriftlichen Hoch-

deutschleistungen nicht einfach auf ein zu geringes Mass an Übung im mündlichen Hochdeutsch zurückführen könne» (S. 124). Aber die Vernachlässigung des Erwerbs der Fähigkeit, hochdeutsch zu sprechen, würde gewiss auch der Schriftsprache — zumindest in längeren Zeiträumen gesehen — zum grössten Nachteil gereichen; und wenn als selbstverständliche Aufgabe der Schule gilt, hochdeutsches Sprechen *verstehen* zu lernen, so ergäbe die Vernachlässigung des *aktiven* Sprechens eine wahrhaft hinkende hochdeutsche Sprachkompetenz. Sprache kommt von Sprechen. Sprache dient in erster Linie der mündlichen Kommunikation. Eine lebendige Sprache in der mündlichen Kommunikation nicht oder nur unbeholfen sprechen zu können, ist gewiss anormal.

Wir Deutschschweizer bedürfen des gesprochenen Hochdeutsch sowohl im eigenen mehrsprachigen Land wie auch im deutschen Sprachraum und bei allen Sprachkontakten mit fremdsprachigen Gesprächspartnern. Und würde man auf den spätern Erwerb der aktiven Sprechkompetenz durch die sprachlich begabteren Schüler zählen, so wäre der Vorwurf berechtigt, man benachteilige die andern, sprachlich weniger begabten Schüler, die sehr häufig jenen sozialen Schichten entstammen, in denen bei der Vorschulerziehung der Ausbildung des sprachlichen Ausdrucksvermögens weniger Beachtung geschenkt wird; hinter dieser Frage steckt in der Tat ein Stück sozialer Bildungs-Gerechtigkeit!

Zu hohe Ansprüche an das gesprochene Hochdeutsch

Für ausserordentlich wichtig halte ich die gründlich belegten Hinweise von Sieber/Sitta auf die besonderen Schwierigkeiten und Fehler bei der schulischen Vermittlung der hochdeutschen Sprechkompetenz, in der Volksschule vorab, aber auch zunehmend in höheren Schulen. Es lohnt sich in der Tat, in der ganzen Tragweite zu bedenken, dass zwischen dem geschriebenen und dem mündlichen Hochdeutsch bedeutende Unterschiede bestehen, dass in der Deutschschweiz die klassische Zwischenform eines fliessenden, mit Normen weniger gelenkten mündlichen Hochdeutsch fehlt, und dass unsere Lehrer und pädagogischen Aufsichtsinstanzen an die Qualität und Eigenart des gesprochenen Hochdeutsch von Anfang an, ohne ausreichende vorangehende Lernphasen, auf Schritt und Tritt zu hohe Normanforderungen, nämlich die strengeren Normen des geschriebenen Hochdeutsch, stellen. Sieber/Sitta machen auf den merkwürdigen Sachverhalt aufmerksam, dass viele Deutschschweizer Deutsch-Lehrer aus ihrer Mundartsituation heraus bei der Einübung in Hochdeutsch zu Überkompensation und Hyperkorrektheit neigen. Dieser Sachverhalt erklärt recht einleuchtend, dass es für viele Deutschschweizer

Schüler eine mühselige Anstrengung darstellt, hochdeutsch zu sprechen, dass sie wegen der möglichen Fehler nicht fliessend zu sprechen wagen, dass sie die hochdeutsche Sprache mit der Vorstellung unangenehmen Zwanges und Druckes während der Schulzeit womöglich ihr Leben lang verbinden. Sieber/Sitta appellieren aus dieser Erfahrungseinsicht an den Mut, eine helvetische Form des gesprochenen Hochdeutsch nicht nur zuzulassen, sondern zu ermöglichen und zu pflegen (S. 156 f.). Diesem Appell dürfen sich alle jene, die sich diesen Anspruch, so korrekt wie immer nur möglich hochdeutsch zu sprechen, zu eigen gemacht und auch in vorbildlicher Weise eingelöst haben, ohne Bedenken und recht herzhaft anschliessen!

Pädagogische Zielkonflikte

Es erscheint mir notwendig, hier auf einen dreifachen Zielkonflikt hinzuweisen, dem vor allem die Lehrer der Volksschule begegnen, wenn man sie an ihre Pflicht, hochdeutsch zu sprechen und sprechen zu lehren erinnert:

1. Die Schule muss versuchen, so wird mit Recht gesagt, in ihrem Wirkungsbereich mit der Realität des Lebens verbunden, «lebensnah», zu sein und ein «Schul-Ghetto» zu verhindern. Wenn aber in der Lebensrealität gesprochenes Hochdeutsch kaum mehr vorkommt, so wird es immer schwieriger, das Gebot, dass in der Schule hochdeutsch gesprochen wird, zu befolgen. Die Mundart bewirkt die Lebensnähe leichter.

2. Gute Didaktik gebietet, dass die Vermittlung von Wissensstoff nicht bloss auf abstrakte Weise, durch Ansprechen des Verstandes allein, sondern durch die *Mittel der sinnenhaften Erfahrung,* des gemüthaften Erlebens, womöglich des manuellen Berührens und Ergreifens geschehen solle. Zu diesem Zweck hat — glücklicherweise — eine bedeutende Änderung des Unterrichtsstiles stattgefunden. Der Lehrer hält nicht mehr vor der Klasse Monologe der Vermittlung; vielmehr organisiert er kleine Partnerschafts- und Arbeitsgruppen. Hier aber wird — auch in den Fächern Deutsch, Rechnen und Realien — in der Regel nur Mundart gesprochen. Damit aber verringert sich der Anteil an gesprochenem Hochdeutsch nochmals um ein beträchtliches.

3. Oberstes Lernziel für jeden Sprachkompetenzerwerb ist *umfassende Kommunikationsfähigkeit.* Das ist die Fähigkeit, den Partner zu verstehen, auf ihn einzugehen, ihm mit seiner ganzen Person zu antworten. Umfassende Kommunikationsfähigkeit heisst aber auch, in der Sprache so gut wie möglich objektive Realität und subjektives Erleben und

innere Befindlichkeiten «abzubilden». Das nächstliegende Bedürfnis, eine so geartete Ausweitung und Intensivierung des Sprachvermögens erreichen zu können, besteht aber vor allem hinsichtlich der *Mundart,* deren sich die Schüler in der gesamten Freizeit und in allen situationsgebundenen Gelegenheiten bedienen. Das ist in der Tat eine umfassende Aufgabe der Schule.

Dieses Anliegen, das *Sprachvermögen in der in die Schule eingebrachten Mundart auszubauen,* zu verbessern, den Wortschatz zu bereichern und den Sprachfluss zu vervollkommnen, darf und soll die Schule mit aller Sorgfalt wahrnehmen. Die Pflege der Mundart in diesem Sinne — und nicht in erster Linie in der Pflege der Identität einer regionalen Mundart, was Sieber / Sitta als «Spracharchäologie» zu benennen belieben — ist eine anspruchsvolle Aufgabe für die Lehrer, und sie geht wieder auf Kosten der für den Aufbau der hochdeutschen Sprechkompetenz erforderlichen Zeit.

Dem Hochdeutschen das Odium des Fremden nehmen

Alle diese anspruchsvollen Bemühungen der Schule, den Schülern zur hochdeutschen Sprechkompetenz zu verhelfen, werden ausserordentlich erschwert, wenn ihr von der ausserschulischen Welt keine Unterstützung zuteil wird. Bei der heutigen Situation müsse man sogar, so urteilen Sieber / Sitta (S. 170), geradezu von einer Behinderung durch das ausserschulische Umfeld sprechen. Daran tragen die elektronischen Medien — sit venia verbo! — einen grossen Anteil an Schuld. Ihre bildungs- und kulturpolitische Verantwortung ist höher als viele Medienschaffende anzunehmen scheinen. In ihrem Zielkonflikt, bei allen ihren Sendungen grösstmögliche Bürgernähe zu erreichen, ist diese bildungs- und kulturpolitische Verantwortung in den letzten Jahren viel zu wenig gewichtet worden. Ich möchte auch folgende Überlegung zu bedenken geben: Wenn ein Deutschschweizer an Radio und Fernsehen einen Sprecher womöglich mit leicht helvetischer Färbung und mit einem Mundart-Tonfall hochdeutsch sprechen hört, so empfindet er dies nach meinen Erfahrungen keineswegs als fremd; machen Sie die Probe aufs Exempel! Der Deutschschweizer fühlt sich dagegen häufig nur etwas unbehaglich oder unangenehm bedrängt, wenn er selber hochdeutsch sprechen sollte. Die passive hochdeutsche Sprachkompetenz bereitet ihm wenig Mühe, während ihn aktives Hochdeutsch-Sprechen in ferner Erinnerung an Schulzwang und unablässig intervenierenden sprachkritischen Monitor oft bedeutende Überwindung kostet. Ich hege die leise Hoffnung, dass Radio- und Fernsehsprecher Bürgernähe nicht mit eigener Freiheit vom Zwang zu Hochdeutsch verwechseln!

Zusammenfassung

Ich fasse diese Überlegungen kurz in folgende Sätze zusammen: Der Deutschschweizer soll die deutsche Sprache in beiden Ausdrucksformen, in der Mundart und in Hochdeutsch, beherrschen können. Schule *und* Massenmedien haben je ihren Anteil am Erwerb dieser doppelten Sprachkompetenz immer wieder neu zu bedenken. Aufgabe der Schule im besonderen ist, der jungen Deutschschweizer Generation die Kompetenz zu vermitteln, die geschriebene hochdeutsche Sprache schreiben und lesen und die mündliche hochdeutsche Sprache verstehen und sprechen zu lernen. Bei der Erfüllung dieses Auftrages soll die ausserschulische Welt, insbesondere die als Vorbilder wirkenden Medienschaffenden an den landesweit sendenden Medien, die Schule nicht nur nicht hemmen, sondern unterstützen. Als Folge ergibt sich, dass Radio DRS und TV der deutschen und rätoromanischen Schweiz den quantitativ beträchtlich gesunkenen Anteil an Sendungen in hochdeutscher Sprache um ein ebenso beträchtliches Mass wieder anheben sollten.

Eine freundliche Einladung sei den Sprachwissenschaftlern gewidmet, die nach meiner Wahrnehmung die nationalen Folgen der neuen Sprachsituation zu wenig beachten: Die staatspolitischen und kulturpolitischen Nebenwirkungen in unserem mehrsprachigen Land sind so gewichtig, dass die ausschliesslich linguistischen Aspekte in den grösseren sprachpolitischen Zusammenhang integriert werden sollten. An die Lehrer an unseren Schulen ergeht sodann der Appell, die hochdeutsche Sprache nicht nur in der Schriftform zu vermitteln, sondern auch die hochdeutsche Sprechkompetenz zu pflegen und dabei neuere didaktische Einsichten zu Hilfe zu nehmen. Und die politischen Behörden, insbesondere die Erziehungsbehörden, sind gebeten, diese Zielsetzungen entgegen der bestehenden Zeitströmung weiterhin kraftvoll zu unterstützen. Es geht darum, dass der Deutschschweizer seine enge Verbindung mit dem deutschen Sprach- und Kulturraum nicht lockert, dass er die sprachlichen Kontakte mit den Miteidgenossen ennet der Saane und ennet dem Gotthard nicht erschwert, sondern erleichtert und intensiviert, und dass er in der Lage ist, im zwischenmenschlichen Kontakt bei entsprechender Sprachsituation spontan und fliessend auch hochdeutsch zu sprechen.